

JOHN HAMILTON

DER LUXUS DER SELBSTZER-
STÖRUNG. ROGER CALLOIS'
FLIRT MIT MIMESIS

Auf Drängen der Herausgeber der psychoanalytischen Zeitschrift *Imago* verfasste Freud im Jahr 1915 den Aufsatz *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in dem er über das Scheitern der aufgeklärten Zivilisation und die daraus resultierende Verwandlung der allgemeinen Einstellungen zum Tod nachdenkt. Vor dem verheerenden Krieg war es noch möglich gewesen, jeder ernsthaften Erwägung unserer eigenen Vergänglichkeit auszuweichen, den Tod auf einen anderen Tag zu verlegen, ihn in die vage Zukunft aufzuschieben. Im Jahr 1915 ist man, so Freud, angesichts des gewaltigen Ausmaßes der Grausamkeit des Krieges gezwungen, dem Tod ins Auge zu blicken: »Der Tod lässt sich jetzt nicht mehr verleugnen; man muss an ihn glauben.«¹ Jetzt macht uns der Tod eindeutige

Avancen, verlangt Aufmerksamkeit und weigert sich, ignoriert zu werden. Man könnte vermuten, dass die Allgegenwart und Unentrinnbarkeit des Todes die Psyche in die lustlose Indifferenz der Melancholie stürzt und deshalb entkräftend auf sie wirkt. Die gegenwärtig unleugbare Natur des Todes ist jedoch, so fährt Freud fort, keineswegs schädlich. Sie erlaubt dem Leben im Gegenteil wieder bedeutsam zu werden und zwar gerade weil jetzt die Sterblichkeit voll anerkannt wird. Die Erfahrung des Todes im Leben verursacht zweifellos eine schonungslose Erkenntnis des eigenen möglichen Ablebens, das jeden Moment eintreten kann. Im Bewusstsein dieses Bevorstehens aber, gewinnt man den Eindruck, noch am Leben zu sein, erhält die Bestätigung, überlebt zu haben. Wird ernsthaft das Leben genommen, gibt dies Anlass, das Leben ernst zu nehmen, in all seiner Fragilität und Kontingenz. Dabei lernen wir den Umstand schätzen, dass unser Leben zumindest vorerst erhalten geblieben ist. Wenn wir den Tod verneinen und seine Betrachtung auf unbestimmte Zeit beiseiteschieben, berauben wir uns selbst der Möglichkeit, an unseren Selbsterhalt zu glauben.

Vor der Entzauberung, die der Krieg und seine bis dato unbekannteren Verluste auslöste, glaubte das Ich in Freuds Augen nicht wirklich an den eigenen Tod und folglich auch nicht an das eigene Leben.

Das Leben verarmt, es verliert an Interesse, wenn der höchste Einsatz in den Lebensspielen, eben das Leben selbst, nicht gewagt werden darf. Es wird so schal und gehaltlos wie etwa ein amerikanischer Flirt, bei dem es von vornherein feststeht, dass nichts vorfallen darf, zum Unterschied von einer kontinentalen Liebesbeziehung, bei welcher beide Partner stets der ernstesten Konsequenzen eingedenk bleiben müssen.²

Ich lasse die leichtfertige Kulturkritik außer Acht, in der die amerikanische *levitas* der europäischen *gravitas* gegenübergestellt wird, und möchte meine Aufmerksamkeit im Folgenden auf die flüchtige Beschreibung des Flirts im Zusammenhang mit dem

Selbsterhalt, der Repräsentation und der Mimesis richten. Als den Europäern noch ihre schale Stumpfsinnigkeit möglich war, machte man sich Freud zufolge mittels der Repräsentation ein Bild vom unabbildbaren eigenen Ableben. Unfähig, an die eigene Sterblichkeit zu glauben, »flirtete« man im Grunde mit dem Tod, während man Zuschauer des Todes eines anderen war. Ein ästhetischer Behelf, der das Nicht-Repräsentierbare einrahmt und somit ohne »ernste Konsequenzen« repräsentiert. Unser eigenes Ende – unser sterbliches *telos* – konnte durch diese ästhetisierende Geste suspendiert werden. Jetzt aber, im Jahr 1915, seit die Möglichkeit des Todes unleugbar geworden ist, seit man »an ihn glauben [muss]«, seit das Ende in Sicht ist, sind die ausweichenden und unverbindlichen Gesten des Flirts nicht mehr überlebensfähig. Stattdessen tritt unsere getreulich gewachsene Beteiligung an der untreuen Beziehung zum Tod zutage. Der Tod des Anderen buchstabiert die eigene Sterblichkeit. Die besorgte Betrachtung des kontingenten Lebens ist an die Stelle der sorglosen Einstellungen der Unsterblichkeit getreten. Im Trauern werden wir uns unseres eigenen Erhalts gewahr; uns wird ein Beweis gegeben, dass wir zumindest vorerst verschont worden sind.

Freuds Darstellung des Flirts als »schal und inhaltlos« kommt einer klassisch platonischen Auffassung von Mimesis nahe, der zufolge die mimetische Tätigkeit bloß abgeleitete Kopien hervorbringt. Aus dieser Sicht ist das Abbild streng von seinem Vorbild unterschieden. Freud zufolge leistete der Tod eines Anderen ein mimetisches Abbild des Todes. Dies konnte als Strategie der psychischen Abwehr dienen, weil die Mimesis gemeinhin als eine Nachahmung verstanden wurde, die über unähnliche Ähnlichkeit funktioniert. Sie bot ein Abbild, die dem beobachtenden Bewusstsein entspricht und es zur Identifikation mit der Spiegelung einlädt, während sie aufgrund derselben Spiegelung jede vollkommene Identifikation verdirbt. Weil es den Tod des Anderen einrahmte, ermöglichte das *Abbild* erst das *Bild* vom Tod: ein Bild, das der möglichen Zerstörung des Subjekts entsprach und zugleich genug Differenz erzeugte, um den unbewussten Glauben an die eigene